

## Kurz & kritisch

Theater

### «Perplex» bietet komplexe Strukturen und viele Lacher

Zürich, Theater Winkelwiese - «Alles nur Synapsengeflacker», sagt die Frau auf der Bühne, die auf den Namen Judith hört. Was sie meint, ist, dass es eh nichts wirklich gibt. Alles Einbildung. Aber da ist der Abend schon ziemlich fortgeschritten und Marius von Mayenburgs Stück «Perplex» in der Regie von Manuel Bürgin bei philosophischen Fragen angelangt. Da haben die vier auf der Bühne schon zimal ihre Identität verloren und sich in eine andere gerettet; und wir unsere Irritation mehrfach herzlich weggelacht.

Dabei beginnt alles banal: Eva (Elisabeth Rolli) und Robert (Dominique Müller) sind gerade aus den Ferien gekommen, als sie merken, dass Sebastian (Nicolas Batthyany) und Judith (Vivanne Mösli), die hätten die Wohnung betreten sollen, dies offenbar nicht getan haben. Stattdessen ist eine fremde Grünpflanze da und der Strom weg. Damit nicht genug: Sebastian und Judith werfen Eva und Robert kurzerhand aus der Wohnung, die jetzt offenbar ihre ist.

Die zwei Vertriebenen kommen kurz darauf als Au-pair-Mädchen und greiner Sohn von Sebastian und Judith zurück. Doch auch dabei bleibt nicht: Klein Robert, der seine Eltern eben noch als Nazis beschimpft hat, weil er nicht Ski fahren durfte, erscheint daraufhin in einer SS-Uniform, die tauscht er sodann gegen einen hautengen Skidress und gibt mit Judith, die jetzt seine Frau ist, eine Kostümparty; Eva und Sebastian, inzwischen ebenfalls ein Paar, kommen als Vulkan und Elch. Wobei Robert mit Letzterem plötzlich wilden Sex hat.

Es ist wie ein surrealer Albtraum, in dessen Verlauf kleine Verschiebungen dafür sorgen, dass auch die Figuren immer wieder wie der Ochs vorm Berg stehen, bevor alles scheinbar normal in eine andere Richtung weitergeht. Das



Rüebli und Zauberkiste passen gut in dieses surreale Traumtheater. Foto: Ingo Höhn

schlau konstruierte Stück unterwandert die Regeln des Theaters, demaskiert dessen Bedeutungsanspruch sowie unsere Erwartungen und überführt das Ganze in eine spirituelle Metadiskussion. Neben der Synapsengeflacker-These stellen die auf der Bühne nämlich langsam fest, dass sie Schauspieler sind und es den (Welten-)Regisseur, der alles lenkt, nicht gibt: Sie habe einen gewissen Friedrich (Nietzsche) auf dem Gang getroffen, berichtet Judith, «und Friedrich meint, der ist tot».

Das Ganze ist, trotz seiner komplexen Struktur, immer auch grosse Komödie: Elisabeth Rolli als sperriger Vulkan und Putzfrau, die Konservendosen mit den Zähnen öffnen kann, Dominique Müller als halb nackter Skifahrer, der nach dem Erweckungssex mit dem Elch-Sebastian für eine gemeinsame Zukunft in Lappland kämpft. Dass die vier Figuren ihren Text mehrheitlich mit Hochdruck ins Publikum schleudern, mag zwar ihre Irritation unterstreichen, ist aber auf Dauer

anstrengend. Ein paar leise Töne mehr hätten diesem schön schaurigen Werbin-ich-Spiel mit philosophischem Mehrwert nicht geschadet.

Isabel Hemmel

Jugendbuch

### Samuels Sklavenleben auf einer Südstaatenplantage

Als Jon Walter dieses Buch schrieb, ahnte er nicht, welche Aktualität es zwei Jahre später erhalten würde. «My Name's Not Friday» erschien 2015 im englischen Original, da regierte in Washington noch Obama. Vielen Afroamerikanern gab er die Hoffnung, die Gesellschaft könnte sich eines nicht mehr ferneren Tages als vereint betrachten. Diese Hoffnung ist mit Trump zerbrochen.

«Mein Name ist nicht Freitag» ist ein mutiges und hervorragendes Jugendbuch über die Sklaverei und die Frage, was sie mit einem Menschen macht. Es spielt in den Jahren des Amerikanischen

Bürgerkriegs, zur Zeit also, in der die noch heute spürbaren Risse in der Gesellschaft aufbrechen. Doch es ist keine pädagogische Anleitung zum Humanismus. Walter erzählt zuallererst eine packende Geschichte: Er lässt seine Leser am Alltag des zwölfjährigen Samuel teilhaben, ohne Pathos. Umso intensiver taucht man in die Atmosphäre der Südstaatenplantage ein - und spürt, was es heisst, seiner Identität beraubt zu sein.

Samuel lebte vorher in einem Waisenhaus. Die Kinder waren gut versorgt, solange sie sich den strengen Regeln des Paters fügten. Samuel, Lieblingsschüler, lernte lesen und schreiben, er achtete die Religion. Doch das schützt ihn nicht, als er eines Tages die Schuld an einem Streich seines Bruders auf sich nimmt. Für 600 Dollar verkauft ihn der Pater an einen Sklavenhändler. Von da an ist Samuel «Freitag». Seinen neuen Namen gibt ihm der gleichaltrige Sohn des Plantagenbesitzers. Die Jungen verstehen sich gut, auch wenn stets klar ist, wer Herr und wer Knecht ist. Samuel fügt sich: in die Gepflogenheiten der Weissen und die Hierarchie unter den Schwarzen. Sein Glaube stärkt ihn - und fordert seinen Verstand, als er merkt, dass sein Gott auch der Gott der Sklavenhalter ist.

Die Figuren in diesem Buch sind vielschichtig, das macht sie glaubwürdig. Da ist Hubbard, der Sklaven-Vorarbeiter, ein Grobian mit weichem Kern. Da ist Samuels weisser Spielgefährte, der sagt: «Schwarz oder Weiss, das macht doch keinen Unterschied», was weiss schon ein Kind. Vor allem ist da Samuel, der berichtet: von Auktionen, auf denen Herrenmenschen um fremde Körper feilschen, von Priestern, die Schwarze auspeitschen, von Solidarität und Verrat. Je näher die Front rückt, desto grösser wird die Hoffnung auf Freiheit. Sie erfüllt sich nicht, der Kampf dauert an.

Martina Scherf

Jon Walter: *Mein Name ist nicht Freitag*. Carlsen, Hamburg 2017. 442 S., ca. 30 Fr.